dämpfen und ihr besondere Nüancen verleihen." Auch wo diese exotischen Malereien noch nicht in die Erscheinung treten, waltet in der Mode doch eine Lust an starken und seltsamen koloristischen Wirkungen vor. Selbst in den leuchtendsten, blendendsten Tönen wird getragen, so stark, wie wohl kaum sonst seit den Zeiten des Rokoko.

Unter den sensationellen Neuheiten, die jeder Tag für die Sommermode bringt, werden auch die Strümpfe nicht außer acht gelassen. Sie sind an der Seite aufgeschlitzt und haben hier gestickte augengroße Löcher, durch die die Haut hindurch leuchtet. Die Stuhle werden mit breiten Bändern über dem Bein gebunden, und um zu verhindern, daß diese Bänder herabrutschen, sind an den Strümpfen zwei parallele Reihen von Knopflöchern angebracht, durch die die Bänder hindurchgezogen werden. So herrscht von Kopf bis zu Füßen ein Geist der bizarren Eleganz in diesen neuesten Ueberraschungen, die Frau Mode für den Sommer vorbereitet.

Wortkarge Frauen.

Einer sonderbaren Aufgabe hat sich mit dem Eifer eines Mannes, dem ein Gedanke allmählich zu einer fixen Idee wird, ein französischer Forscher, Mr. Dubudout, unterzogen; ihm will seit Jahren aufgefallen sein, daß die Frauen schweigsamer und wortkarger werden, und um das festzustellen, hat er die Mühe nicht gescheut, Jahre lang an öffentlichen Stätten unbekannte Menschen unauffällig beobachten und mit rührendem Eifer eine Art von Statistik anzulegen, die seine Hypothese beweisen soll.

Der sonderbare Gelehrte beschränkte sich dabei nicht auf sein Heimatsland, dehnte seine Stichproben der Beobachtungen auf alle europäischen Länder und auch auf die Vereinigten Staaten aus: und überall will er übereinstimmend festgestellt haben, daß die einst sprichwörtliche Redseligkeit des weiblichen Geschlechtes abnimmt, daß die Frauen wortkarger werden und das Sprechen den Männern überlassen. Zumindest im gesellschaftlichen Verkehr, wo man heute immer häufiger beobachten soll, wie Frauen ihren Anteil am Gespräch immer mehr einschränken, die Männer sprechen lassen und es vorziehen, ihnen wirklich oder scheinbar zu lauschen:

„Diese seltsame Veränderung," so erklärt M. Dubudout, „läßt sich auf verschiedene Weise erklären. Unzweifelhaft ist jedenfalls, daß die Frau heute nicht mehr jene redefreudige Sprecherin ist, die sie vor einem Menschenalter noch war. Man beobachte beispielsweise nur die Frauen in den Restaurants und in allen öffentlichen Lokalen, in denen sie sich ungezwungen in Begleitung von Herren bewegen können. Wenn man darauf achtet, wird man mit einigem Erstaunen bemerken, daß wirklich in den meisten Fällen die Führung des Gespräches dem Manne zufällt. Und in Gesellschaften wird man noch öfter wahrnehmen, daß überraschend oft die Damen es den Männern überlassen, die Konversation zu führen. Eine Erklärung für diese merkwürdige Erscheinung ist das wachsende Interesse der Frauen für das praktische öffentliche Leben; sie haben einen stärkeren Kontakt mit der Oeffentlichkeit, lesen Zeitungen, erfahren mehr als früher, lernen mehr Dinge kennen, die ihnen ungewohnt sind, beschäftigen sich um Politik oder spekulieren, kurz, ihr Sinn ist mit einer größeren Mannigfaltigkeit von Dingen erfüllt, über die sie nachdenken müssen. Eine Frau, die sich mit irgendeiner brennenden Frage des Tages beschäftigt, oder die über den Erfolg ihres nächsten Geschäftsunternehmens, ihres letzten Buches oder Bildes nachgrübelt, ist zum Plaudern nicht so geeignet oder neigt wie Frauen vor 20 Jahren es noch waren. Wenn der Herr, in dessen Gesellschaft sie sich befindet, zu einem Gespräche neigt, so wird sie ihm willig die Zügel überlassen, während sie äußerlich aufmerksam zuzuhören scheint. Die Frauen der alten Zeit, die altmodischen Frauen, hatten kein Interesse an ihrem eigenen Fortkommen und hatten keine Geschäfte oder Angelegenheiten, die ihre Gedanken in Anspruch nahmen. Die Frauen der alten Zeit verstanden es, zu plaudern, waren redselig, sprachen viel, manchmal interessant, bisweilen geistreich, aber doch immer mehr oder minder oberflächlich. Heute aber," so meint M. Dubudout, „interessiert sich die Frau ernsthafter für die Dinge, und daher kommt es, daß sie weniger von ihnen spricht."

Der Selbstmord unter den Frauen Preußens.

Die Selbstmorde sind eines der traurigsten Kapitel, das die zivilisierten Staaten aufzuweisen haben. Neben der geographischen Lage, wobei Rasse und Konfession eine Rolle spielen, wechselt die Zahl der Selbstmorde nach Alter, Geschlecht, Familienstand, Beruf und sozialer Stellung. So begehen durchschnittlich viermal mehr Männer als Frauen Selbstmord, — Es endeten durch Selbstmord von 100 000 weiblichen lebenden Personen in Preußen im Alter von über 10—15 Jahren 1,2, von 15—20 Jahren 12,5, von 20—25 Jahren 15,0, von 25—30 Jahren 10,0, von 30—40 Jahren 11,4, von 40—50 Jahren 15,0, von 50—60 Jahren 20,6, von 60—70 Jahren 24,3, von 70—80 Jahren 24,6, von über 80 Jahren 24,8.

Die Art und Weise, in welcher die Ausführung des Selbstmordes erfolgt, ist eine sehr mannigfaltige. Von je 100 weiblichen Selbstmördern wählten nachstehende Todesart:

Erhängen 39,3, Ertrinken 30,9, Erschießen 3,5, Einatmen von Gift bezw. giftigen Gasen 17,1, Erstechen, Schnitt in den Hals oder Leib, Oeffnen der Adern 2,1, Ueberfahrenlassen durch die Eisenbahn 1,5, Sturz aus der Höhe 4,5.

Das Erhängen gelangt demnach am häufigsten zur Anwendung, doch findet es beim männlichen Geschlecht eine größere Anwendung: so erhängten sich 1910 54,8 Proz. der männlichen Selbstmörder.

Die Beweggründe sind meistens, besonders aber bei den Frauen auf Geistesstörung zurückzuführen. Weitere Beweggründe sind Trauer und Kummer, körperliche Leiden, Reue und Scham, Gewissensbisse, Nervenkrankheiten, Alkoholismus, Lebensüberdruß, Leidenschaften, Aerger und Streit, Geistesschwäche und Laster. Es starben von 100 Selbstmördern infolge von Geisteskrankheit 39,3 Frauen, körperliche Leiden sind in 9,3 Fällen von Hundert als Veranlassung für den Selbstmord anzusehen, während bei den Männern der Alkoholismus eine große Rolle spielt!

Das beste Heiratsalter.

In der „Eugenics Review", die sich der Propagierung der eugenischen Lehren gewidmet hat, wird eine interessante Statistik veröffentlicht, die sich mit der Frage des besten Heiratsalters beschäftigt. Man hatte sich das Ziel gesetzt, in einer mittelgroßen Stadt Erhebungen anzustellen, um zu ergründen, ob das Lebensalter der Eltern auf die Gesundheit und die Schönheit der Nachkommenschaft von größerem oder geringerem Einfluß ist. Die schwierige Aufgabe erstreckte sich auf die englische Stadt Middlesborough in der Grafschaft York. Dr. C. F. Evarie hat seine Feststellungen vor allem auf die Angehörigen des Kleinbürgerstandes und der Arbeiterklasse ausgedehnt und ist dabei zu dem Ergebnis gekommen, daß die schönsten Jungen von Frauen abstammen, die während ihrer Mutterschaft zwischen dem 25. und 30. Lebensjahre standen. Die schönsten Mädchen dagegen stammen von Müttern ab, die das 25. Lebensjahr noch nicht zurückgelegt hatten. Die kräftigsten Kinder stammen von Vätern ab, die zwischen dem 30. und 35. Lebensjahre standen. Das schönste Kind der ganzen Stadt stammte von Eltern, die diesen Angaben entsprachen: der Vater war 31 und die Mutter 25 Jahre.

Lustige Ecke.

Eine Pflicht des Staates. „Ach ja, die Ehe... Weiß Gott, sie ist ein Glücksspiel." „Ach ja, der Staat sollte alle Glücksspiele verbieten."

Ein kostbarer Hund. „Ja, ein famoses Tier; aber sagen Sie, was hat Ihnen der Hund bisher eingebracht?" „Oh, bisher drei Strafmandate."

Kindlicher Ehrgeiz. Die Mutter zur kleinen Jeanne: „Nun, und was möchtest Du gerne werden, wenn Du groß bist?" Die kleine Jeanne: „Wenn ich ein Junge wäre, möchte ich Präsident werden, aber da ich ein Mädchen bin, möchte ich reiche Witwe werden."

Unter Musikfreunden. Frau Steueraufseher: „Wagen: Was ist das eigentlich?" Frau Droschkenkutscher: „Ach, das ist der Mann, den man immer im Grammophon hört."

Der kleine Kaufmann. Jacques, im Fahrradladen: „Ich möchte ein Fahrrad mieten." „Die erste Stunde kostet 1,25 Frs., die zweite 60 Centimes." Jacques, nach einiger Ueberlegung: „Also dann bitte auf eine zweite Stunde."

Der entrüstete Geheimpolizist entdeckt eine recht beladrte Suffragette bei der Anfertigung von Bomben. „Pfui!" sagt der biedere Mann empört, „Bombenmachen — in Ihrem Alter!"

In der Kunstausstellung. Sie, vor einem Bilde: „Welch herrliche Taille das, wie bestellt das Bild?" „Ja, hier steht es: „Zum Bade gerüstet."

Enttäuschung. Mutter: „Bobby, vergiß ja nicht, Deine Zahnbürste in Deinen Rucksack zu packen." Bobby (der für eine Woche aufs Land gehen soll): „Aus ist's! Da hab ich nun gedacht, das wär 'ne Vergnügungsreise."

Rollenverteilung. „Wer ist denn eigentlich die imposante Dame, die Sie eben grüßen?" „Das ist Mrs. Peckum. Sie ist eine merkwürdig intelligente Frau, nun man sagt, daß sie über ein großes Einkommen verfügt." „Wie verdient sie denn das?" „Ich, verdienen muß es der Mann, aber sie verfügt darüber."

Bei Nervenleiden Schlaflosigkeit
Nur: Nervenkuchenmarks-Frauen-
Langen-juckenden Hautleiden &
Nervenverkalkung gebrauche man:
Olosanta-Perlen
das Kurbad zu Hause!
Packung Ausführl. M. 2.50 Kacher M. 1.75
Sanitätsrat Dr. Richter & Co. Hamburg 36

Geschäftseifer. Der Zigarrenhändler Jones nimmt es mit seinem Berufe sehr genau. Gestern war sein Laden auf kurze Zeit geschlossen; die Kunden verständigte folgender Zettel: „Lasse mich trauen. In 15 Minuten zurück."

Knackmandeln.

Auflösung des Rätsels aus Nr. 21: „Eschenbach".

Richtige Lösungen gingen ein 70. Die Gesamtzahl der Einsendungen betrug 75. Das Rätsel wurde richtig gelöst:

aus Halle von: Fritz Dietz, Ludwig Philipp Schneider, Frau J. Arndt, Johannes Walter, Sophie Pape, Friedr. Thäle, Anna Ziese, Georg Stäglich, Wh. Ziegenfleck, Gertrud Einecke, Hermann Harnisch, Kurt Linke, Frau M. Müller, Gretel Korb, Frau M. Ludwig, Hedwig Marx, Gertrud Boege, Richard Reimann, A. Paulin, Rosa Utescher, L. Matthejs, Frau Marie Stelzer, O. Verbandt, Frl. L. Strien, Käthe Breitiler, Frau A. Senglober, Grete Keferstein, Grete Noak, Elise Neuhold, Franz Luise Kaiser, Frau Hennig, Frau Wipplinger, Martha Ebert, Martha Böge, Walther Linke, Erich Wilke, A. Schellenberg, Richard Schmidt, Maria Jahn, Johanna Schädlich, Frau Mimi Wipplinger, Hans Schultz, Lottchen Wanke, Frau Klara Volck, Frl. Bodenstein, Frau L. Stöttrich, T. Wittner, Marga Lindmann, Frau Hagemann, Friedr. Schwarze.

von auswärts: Richard Mühlemann, Zörbig; H. Putschka, Nietleben; Paula Adam, Nietleben; Oskar Dietrich, Wernigerode; Anneliese Koch, Oberröblingen am See; Georg Volt, Nietleben; Kurt Goetze, Merseburg; Elisabeth Kießler, Hohenleina; M. Jenker, Merseburg; Karl Weiecke, Dessau; Gertrud Zahl, Osperin; Julius Jacobs, Goslar; Albert Basel, Könnern; H. Meitig, Merseburg; F. Heergesselle, Zörbig; Annemarie Wolf, Roßlau; Frau Anna Laue, Bitterfeld; Albert Röhrich, Weißenfels; Mag Lehmann, Königswinter.

Die Prämie: Ferd. Raimunds sämtliche Werke, 2 Bd. in 1 Bd. eleg. geb.
entfiel auf Kurt Goetze, Merseburg.

Rätsel.

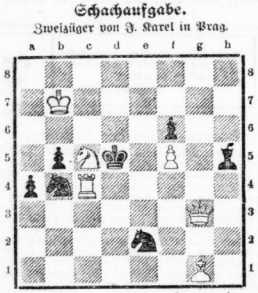
Saget mir, ihr lieben ersten Beiden,
Was gewährt euch wohl das größten Freuden?
In des Lebens Flut euch einzutauchen
Und das Schöne liebend einzusaugen?
Oder selbst in herrlichen Gestalten,
Eine Welt den Schwestern zu entfalten,
Mit der dritten Silbe, ernst und hold
Wicht'gern Handel treiben, als um Gold,
Und des Ganzen sonst so kurzen Leben
Dauer einer Ewigkeit zu geben?

Prämie: Buch der Liebe von Rob. Prutz, eleg. geb. mit Goldschnitt.

Die Auflösung erfolgt in der nächsten Sonntags-Nummer. Lösungen müssen spätestens bis nächsten **Donnerstag** früh an die Redaktion des „General-Anzeiger" mit der Aufschrift „Rätsel-Lösung" gelangt sein.

Schachaufgabe.

Zweizüger von J. Karel in Prag.



Weiß. (6+7)

Weiß zieht an und setzt mit dem 2. Zuge matt.

Lösung der Schachaufgabe aus Nr. 20.

Dreizüger.

W. Kr7, L14, Se3, Te5, Be4, e2.
Schw. Kd4, B42, d6, f5.

1. Se3—d1, Kd4—e4; 2. Te5—e4+, Kd5; 3. Se3+ matt.
Auf 1 . . ., f5—e4; folgt 2. Se3; auf 1 . . ., d6—d5 folgt 2. L14—e3+.

Verlag und Druck: General-Anzeiger für Halle und die Provinz Sachsen. Verlag von Gebrüder Huck, Halle a. S. — Verantwortl. Redakteur: Konrad Bohl, Halle a. S.

Hallesche Familien-Blätter

Wochen-Beilage des General-Anzeigers für Halle und die Provinz Sachsen.

Nr. 22 — Halle a. S., Sonntag, den 1. Juni — 1913

Die wahre Kunst ist höchste Freiheit, und nur die höchste Freiheit kann sie aus sich kundgeben; kein Gesetz, keine Verordnung, kurz kein außerkünstlerischer Zweck kann sie erstehen lassen.

Richard Wagner.

Das Glücksschwein.

Von Edgar Byl.

Matthias Thamerer dachte: „Nein, das Leben hat keinen Zweck, man sollte doch heiraten", da hörte er ein furchtbares Getöse, ein schreckliches Poltern, Krachen und Krachen, einen wirrstimmigen, halbverschlungenen Schrei, in den sich — unbewußt — seine eigene Stimme mischte und dachte: „Ein Eisenbahnunglück!" Im-selben Augenblick fühlte er, wie sich der Waggon steil aufrichtete, die Coupétüre flog auf, er spürte eine heftige Erschütterung, hörte ein ungeheures Aufklatschen und begann Wasser zu schlucken. Die alte Eisenbahnbrücke war unter dem Gewicht des Zuges eingestürzt.

Gleich darauf erfaßte ihn ein Wasserwirbel und riß ihn nach oben. Er schnappte nach Luft, schrie verzweifelt um Hilfe, machte ein paar ungeschickte Bewegungen und begann wieder zu sinken und wäre, da er nicht schwimmen konnte, sicherlich ertrunken. Aber da fühlte er neben sich etwas weiches Lebendiges. In seiner Todesangst klammerte er sich heftig daran; ein wilder, grunzender Schrei ertönte, er fühlte einen wohnstungen Schmerz in seinem rechten Oberarm und sah, daß ein großes, ungeheuer fettes Schwein sich krampfhaft in ihn verbissen hatte. Aber von Schmerz und Schrecken entkräftet und betäubt, vermochte er es nicht, sich zu wehren; überdies merkte er, wie das Schwein, teils selbst schwimmend, teils durch das eigene Fett und von der Strömung getragen, sich allmählich dem Ufer näherte und dabei, in ihn verbissen, ihn mitzog. Landleute und Arbeiter, die von ferne das Unglück bemerkt hatten und herbeieilt waren, sahen mit Staunen das Wunder seiner Rettung mit an und als er dem Ufer nahe genug war, zogen sie ihn und das Schwein völlig aufs trockene Land. Das Schwein hatte, als es Boden unter den Füßen fühlte, ihn losgelassen und war mit wütendem Schreien und Grunzen über die Felder davongerannt. Matthias Thamerer wurde ohnmächtig. Er erwachte erst wieder, als ihn die Sanitätsdiener des inzwischen eingetroffenen Hilfszuges aufhoben und auf einer Bahre vor die Aerzte trugen. Die hilfeleistenden Arbeiter und Bauern erzählten, heftig gestikulierend, die Geschichte seiner Rettung. Der Arzt beugte sich über seine Wunde. Thamerer hörte noch, wie der Arzt lächelnd sagte: „Das nenne ich, aber ein Glücksschwein!", dann wurde er vor Schmerz wieder ohnmächtig.

Aber das Wort vom Glücksschwein sprach sich herum.

Als er in dem kleinen Krankenhaus in Linz, in dessen Nähe sich das Unglück begeben hatte, aus seiner Ohnmacht erwachte, hörte er ein allgemeines, lautes und anhaltendes Gelächter; und als er mit seinen Augen den Blicken und Gebärden der Lachenden folgte, bemerkte er ein ungeheures, rosig angemaltes Schwein aus Pappendeckel, das über seinem Bett an einer Schnur von der Decke herabbaumelte. Um den ersten Hals war ein rotes Band geschlungen, an dem ein leuchtend grünes vierblätteriges Kleeblatt aus Papier hing. Die Fenster waren infolge der milden Witterung geöffnet und in dem leichten Luftzug drehte sich das Schwein und zeigte ihm bald die grinsende Schnauze, bald das fette Hinterteil, mit dem lustig geringelten Schwänzchen. Die in dem Saal befindlichen, meist nur leicht Kranken fachten gegenseitig die Heiterkeit der schon Ermüdenden mit Lachen und Zurufen immer wieder aufs neue an; und wenn es mächmal schien, als wolle das lärmende Lachen ein wenig verstummen, so brauchte nur einer „So ein Glücksschwein!" zu rufen, um den allgemeinen Sturm der Heiterkeit wieder in verdoppelter Stärke zu erwecken. Thamerer schloß die Augen und begann das Wunder seiner Rettung — wenn auch nicht zu verwünschen — so doch als etwas beschämend Lächerliches zu empfinden.

In diesem Augenblick trat der Arzt in den Saal, und als er das Schwein bemerkte, ließ er es, erzürnt über diesen Unfug, von den Wärtern hinaustragen und verbrennen. Thamerer wurde auf seine Bitte und da er sich außerdem bereit erklärte, zu zahlen, aus diesem Krankenzaal, in dem nur dürftig Unbemittelte und fast lauter ungebildete Menschen waren, herausgetragen und hinauf in den zweiten Stock — den sogenannten Zahlstock — gebracht.

Aber auch hier hatte er nicht lange Ruhe, die Geschichte seiner wunderbaren Rettung wurde nach wenigen Tagen auch unter seinen neuen Zimmergenossen bekannt und allgemein bewitzelt. Und als er eines Tages den Arzt um etwas abwechselungsreichere Kost, besonders um häufigeren Geflügelbraten, bat, ereignete sich folgendes: Es war da in diesem Saale ein Schauspieler vom Linzer Stadttheater, der einen gebrochenen Fuß hatte — eine Kulisse war während einer Probe eingestürzt und auf ihn gefallen — und der schon in einem sogenannten Gehverband im Zimmer umhergehen durfte. Dieser nun schob sich, als Thamerer eben seine Bitte aussprach, zwischen ihn und den Arzt und sagte in einem halb grunzenden, halb rührenden Ton: „Er vertragt halt kein Schweinfleisch, Herr Doktor!" Er war sonst auf der Bühne ein ziemlich mittelmäßiger Komiker; dies hier aber brachte er mit so unendlich komischem Ausdruck und einer so grotesken, zu einem Rüssel verzogenen Grimasse vor, daß alle, selbst der Arzt, in schallendes Gelächter ausbrachen. Ja, der letztere lachte sogar so sehr und so lange, daß ihm die Tränen kamen.

Da begann Thamerer in Wut und Scham sein Glück und seinen Lebensretter zu verwünschen. Am nächsten Tage wurde er, auf seine dringende Bitte hin, als geheilt entlassen. Obwohl er den Arm nicht mehr in der Schlinge, sondern nur einen leichten Verband unter dem Hemd, — also unsichtbar — trug, zögerte er doch, und zwar in einer leichten, wohl begreiflichen Furcht vor der Eisenbahn, mit der Abreise. Also zog er vorderhand in ein kleines Hotel. Als ihn aber am ersten Sonntag schon der Kellner mit leichtem Schmunzeln Schweinsbraten antrug, beschloß er, noch denselben Tag abzureisen und fuhr mit dem Donaudampfer nach Wien. Sich der Eisenbahn anzuvertrauen, hatte er denn doch nicht über sich zu bringen vermocht.

Er war froh, diesem Ort, in dem jeder seine lächerliche Errettung kannte, zu entkommen und sich wieder der Hauptstadt zu nähern, wo niemand sich um ihn und seine Erlebnisse kümmerte, da er keinerlei Verwandte noch Freunde besaß, außer einer alten, schon fast greisen Tante, die in ihrer Frömmigkeit es höchstens als eine große Gnade und ein Wunder Gottes auffassen, es aber niemals kommt zu finden wagen würde. Im übrigen beschloß er, über die Geschichte seiner Rettung allen gegenüber das tiefste Stillschweigen zu bewahren. Aber er hatte nicht an die Reporter und an die Zeitungen gedacht. Die hatten natürlich spaltenlange Berichte über das große Eisenbahnunglück und über die Rettungsarbeiten gebracht und insbesondere über die wunderbare Rettung des Herrn Matthias Thamerer, Zollbeamten in Wien. Und auch das Wort „Glücksschwein" hatte sich mehr oder minder humoristisch verbreitet, aber in allen diesen Berichten vorgefunden. Und ein jüngerer, in den Redaktionen sehr geschätzter Mensch, der auch über Kunst und über verstorbene Prinzessinnen schrieb, hatte sogar ein Feuilleton mit dem Titel „Das Glücksschwein" verfaßt, das mit den Worten begann: „Wie eine amoureuse Frau . . ." und mit dem Aperçu „Das Leben geht weiter" endete. Kurz, Matthias Thamerer war in Wien fast so populär wie Lehar.

Und so kam es, daß sein Vorgesetzter, der gern literarische Anspielungen machte, um seine für einen Zollbeamten ungewöhnliche Belesenheit zu zeigen ihn am nächsten Morgen, da Thamerer sich abermals wieder hergestellt zum Dienst meldete, lächelnd mit den Worten begrüßte: „Sie sind ja ein reiner Glücksritter von Schweinichen!"

Thamerer bekleidete nur eine untergeordnete Stellung bei der Zollbehörde, der Chef war der Lenker seiner Geschicke, und so biß er sich auf die Lippen und lächelte höflich zu diesem Scherz.

Als er hierauf in sein Bureau kam, begrüßten ihn seine Amtskollegen mit einem gutmütig dröhnenden Gelächter, schüttelten ihm freundlich die Hand und beglückwünschten ihn zu der „Sau", die er gehabt habe. Nachdem aber die ersten Begrüßungen abgetan waren, nötigten sie ihn, auf einem Sessel Platz zu nehmen, indes jeder der andern einen Stuhl herbeizog und alle sich im Halbkreis um ihn ordneten. Und einer unter ihnen, der Aelteste, der auch hierdurch eine gewisse Autorität über die andern besaß, ein kleiner dicker Herr mit roten glänzenden Backen, einem weißen Schnurrbart und einem Brillantring am kleinen Finger, klopfte sich auf die Schenkel und rief: „Also, Thamerer, jetzt erzähl'ns uns amol orntlich die Geschicht' mit dem Glücksschwein!" Thamerer wurde blaß und die Tränen stiegen ihm in die Augen. Die anderen waren zuerst betreten und sahen sich verwundert an, dann aber, um gewissermaßen die durch sein sonderbares Benehmen hervorgerufene Verlegenheit zu verbergen, drangen sie lachend auf ihn: „Aber Thamerer, was is Ihnen?" — „Was ham's denn?" — „Hat Ihne wer was tan?" — Aber was fällt Ihna denn ein!" — „A Mensch mit so an Glücksschwein!" — „Alle Gebot, erzählns doch!" Aber während sprang Thamerer auf: „Gar nichts erzählt ich! In Wuh sollts mich lassen!" und stürzte an seinen Schreibtisch, um seine aufs neue aufsteigenden Tränen zu verbergen und begann mit geschäftigen Bewegungen in den dort noch umherliegenden alten Akten zu stöbern.

Verblüfft sahen sich die andern an, einige zuckten die Achseln und einige deuteten sogar mit überlegener Miene auf ihre Stirnen. Und niemals mehr fiel in seiner Gegenwart das Wort vom Glücksschwein. Desto häufiger aber hinter seinem Rücken; ja, es hatte sich sogar der Scherz eingebürgert, daß man nicht mehr, wenn man von einem sagen wollte, daß er besonderes Glück habe, wie früher den Ausdruck gebrauchte: „Hat der aber ein Schwein!" sondern einfach: „So ein Thamerer" sagte.

Dies alles wußte er wohl und es quälte ihn und verbitterte ihm das Leben. Und er, der früher ein heiterer, lieber Mensch gewesen war, wurde mürrisch und ein Menschenfeind; denn ob es nun seine Zimmervermieterin, seine Bedienerin oder die

Gedenktage der Woche.

1. Juni 1889 Große Ueberschwemmung von Johnstown (Amerika), 15 000 Menschen tot.
   1899 Klaus Groth †
2. Juni 1813 Ein russisches Kosakendetachement versucht den gefluchtetem Stadtkommandanten von Halle aufzuheben. Kosaken unter den Prinzen von Lowenstein, der im „Goldenen Ring" wohnte, lagern im Chausseegraben vor dem Steintor, dem Siegertschen Garten gegenüber.
   1835 Papst Pius X. *
   1878 Attentat des Dr. Nobiling auf den Deutschen Kaiser.
   1882 Garibaldi †
3. Juni 1740 Friedrich der Große hebt die Tortur auf.
   1865 König Georg V. von England *
   1899 Komponist Johann Strauß †
4. Juni 1745 Schlacht bei Hohenfriedberg.
   1859 Schlacht bei Magenta.
   1900 Uebergang von Prätoria durch die Engländer.
5. Juni 1813 Ein russisches Kosakendetachement, begleitet von einem preußischen Kommissar, trifft in Halle ein, um hier lagernden Salz zu requirieren.
   1826 Carl Maria von Weber †
6. Juni 1870 Großer Brand in Bremen.
   1873 Admiral Prinz Adalbert von Preußen †
   1905 Hochzeit des deutschen Kronprinzen, paares.
7. Juni 1676 Paul Gerhardt †
   1813 Halle erhebt von den „noch Besitzenden" 10 000 Taler Zwangsanleihe.
   1840 König Friedrich Wilhelm III. von Preußen †

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853235-19130601028/fragment/page=0001

Hausmeisterleute waren, immer las er von allen Mienen das eine Wort: „Glückschwein!"

Aber die Zeit verging, es gab neuere, ebenso wichtige Ereignisse im Wiener Gesellschaftsleben und in der Politik, man begann schon allmählich die Geschichte zu vergessen, auch Thamerer wurde wieder ruhiger und umgänglicher, und alles wäre vielleicht noch ganz gut geworden, wenn nicht etwas dazwischengekommen wäre, ein neues Ereignis, das Thamerer ganz niederwerfen sollte.

Es war ungefähr einundeinhalbes Jahr nach jenem Eisenbahnunglück und Thamerer saß ganz heiter und gutgelaunt im Bureau, als ein blondes, hübsches Fräulein in den Revisionsraum kam, um ein Paket, das aus Deutschland für sie eingetroffen war, abzuholen.

Sie hieß, wie aus der Postbegleitadresse zu ersehen war, Schwandtner, Fräulein Grete Schwandtner. Thamerer half dem Fräulein beim Oeffnen des Paketes und da sie sehr hübsch und nicht dumm war, so kamen sie bald in eine angeregte Unterhaltung. Ihr Vater war pensionierter Postbeamter und der Bruder in Deutschland in einem Engros-Tuchwarenhaus, und der sandte ihr auch diese Stoffe für zwei Kleider. Es war nur Baumwolle minderer Qualität, so daß der Zollstaß ein ganz geringer war. Erfreut darüber und entzückt von diesem liebenswürdigen Zollbeamten, forderte sie ihn auf, am nächsten Sonntag mit ihr und ihrem Vater einen Ausflug zusammen zu machen.

Am Sonntag stellte er sich denn auch in einem noch ganz leidlichen Sportanzug mit kurzen Hosen und einem grünen Steirerhut pünktlich bei der Elektrischen am Mariahilfergürtel ein. Thamerer fand allgemeinen Anklang, ja Fräulein Grete ließ sogar die Bemerkung fallen, er sei in dem Sportanzug viel sicher als in der Uniform. So fuhr man in bester Laune nach Pötzleinsdorf, von wo Thamerer abends, unrettbar in das kleine blonde Mädel verliebt, zurückkehrte.

Und so war es nun jeden Sonntag. Man fuhr irgendwohin hinaus und ging dann durch den Wald, über die Wiesen und oft bis durch Straßen der Stadt nach Hause. Regnete es jedoch, so kam Thamerer zu den Schwandtners zum Kaffee und blieb dort den Nachmittag über, oft auch noch zum Nachtmahl.

Und so kam es, daß er eines Abends auf dem Nachhausewege — die Eltern waren weit voran, da die jungen Leute beim Blumenpflücken zurückgeblieben waren — durch die milde Luft und den genossenen Wein in eine weiche, ein wenig sentimentale Stimmung versetzt, dazu bis über die Ohren in das blonde Mädel verliebt, sie umfaßte und küßte.

Am Sonntag darauf brachte Thamerer am Heimweg seine Werbung beim Herrn Schwandtner vor, die wohlgefällig aufgenommen wurde, und da einer Heirat nichts im Wege stand, beschloß man in acht Tagen die Verlobung zu feiern. Grete sollte ein paar Freundinnen und deren Eltern, Mathias, wie er nunmehr genannt wurde — einige Bureaukollegen mitbringen. Thamerer schwamm, wie er sich ausdrückte, in einem Meer von Seligkeit.

In fröhlichster Laune fanden sich alle am nächsten Sonntag abends bei Schwandtners ein. Das Brautpaar wurde beglückwünscht, Reden wurden gehalten und nach dem Gänsebraten sollte sogar Champagner kommen, den Thamerer in seinem Glückstaumel spendiert wurde. Er wollte es sich nicht nehmen lassen, ihn selbst zu öffnen. Und während er in die Küche ging, um nachzusehen, ob der Champagner auch genügend eingekühlt sei, stellten seine Kollegen ein ungeheures Glückschwein mit einem Spalt auf dem Rücken als Sparkasse für den zu gründenden Haushalt vor Thamerers Platz auf den Tisch, und da es sich dabei herausstellte, daß die Schwandtners noch gar nicht die Geschichte seiner wunderbaren Rettung kannten, wurde sie in aller Eile von jenem kleinen dicken Herrn mit den roten glänzenden Backen und dem Brillantring am kleinen Finger erzählt.

Grete schüttelte sich vor Vergnügen über die komische Geschichte, und als Thamerer hineinkam, stürzte sie ihm lachend an den Hals, ein über das anderemal rufend: „Nein, so ein Glück! So ein Glück!" Er sah das Schwein auf dem Tisch und wurde blaß. Plötzlich aber, wie überwältigt von der Komik ihres eigenen neuen Gedankens, warf sich die kleine hübsche Grete fassungslos und beirgahe unsinnig vor Lachen auf einen Sessel und fast erstickend vor Gelächter, stoßweise, gewissermaßen schluchzend, brachte sie die Worte hervor: „Gott, er verdankt einem Schwein das Leben! — Ich verdanke meinen Bräutigam einem Schwein!"

Da sah Thamerer, daß er von dem Fluche der Lächerlichkeit nie mehr loskommen könne und verließ wortlos das Zimmer. —

Vergeblich warteten sie, daß er zurückkommen solle, vergeblich suchten und riefen sie nach ihm.

Matthias Thamerer war nach Hause gegangen und hatte sich, ohne erst Licht zu machen, mit seinen Hosenträgern am Fensterkreuz erhängt.

Menschen.

Von Walter von Molo.

Roman Meschnow, der Arzt, steht neben dem zerwühlten Bett seiner verstorbenen Frau und horcht. Mit schweren Schwingen umkrallt ihn die Einsamkeit. Durch die Fenster des Zimmers sieht der gerötete Nachthimmel, auf dem der Widerschein der Feuer auf den Friedhöfen wandert. Mit einem tiefen Seufzer fällt der Mann in einen Sessel und starrt die weißen Laken an, denen seine Frau im Todeskampfe die Form ihres Leibes gegeben hat.

Das Geräusch im Nebenzimmer wiederholt sich. Er tastet im Dunkeln zur Tür und öffnet sie.

„Wer ist da?"

Als Antwort hört er ein schweres Atmen und das feine Ticken einer Uhr, die sonst nicht in seinen Zimmern ist.

„Wer ist da?" sagt er wieder und greift rückwärts zur Revolvertasche. „Wer die Not der Seuche nützt, ist vogelfrei nach dem Gesetz!"

„Machen Sie Licht!"

Ein Druck auf den Taster und der Schein der elektrischen Schreibtischlampe springt hell in das Dunkel.

Träumerei.*)

Konzert im Garten — der Flieder blüht —
Da weckt mich ein altes, trauriges Lied; — —
Die Harfe begleitet, — das Cello singt —
Ach, — wie so seltsam vertraut das klingt! —
Das wiegt all' die krausen Gedanken zur Ruh —
Wie deine Stimme, — wie du — ach, du! —
— — — — — — — — — — — — — — — —
Abendfrieden — — — — verhallender Sang — —
Und plötzlich — ein hald verwischter Klang — —
Die Glocken läuten den Sonntag ein, — —
Das tönt in die träumende Stille hinein
Gleich einem Gruß aus jenem Land,
Das stets ich gesucht — und nimmer getannt! —
Nur einmal — einmal war es mir nah, —
Und mein geblendetes Auge sah:
Schimmernde Tempel und blühende Haine —
Und eine Glocke rief mich — eine! — —
Ich wollt' ihm lauschen, dem rufenden Klang —
Da kam das Erwachen — und alles — versank! —
Du kennst das Land! — O, sag' nicht: nein! —
Mir ist, als schauttest du tief hinein
In jene ferne Wunderwelt, —
Als hättest du mir von ihr erzählt! — —
Als schutztest auch du dich lange schon
Nach jener versunkenen Glocke Ton — —
— — Du suchst — und trägst sie unbewußt
In deiner Brust! — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — —

*) Wir entnehmen das Gedicht einer kürzlich erschienenen Gedichtsammlung „Fata Morgana" von Charlotte Malten. Unter diesem Pseudonym birgt sich eine Dame der hallischen Gesellschaft.

Eine schwarzgekleidete Dame steht vor ihm. Sie messen sich mit den Blicken. Der gebrochene Mensch nimmt die Maske vor, die er als der gesuchteste Arzt des Wassilij-Ostrow-Bezirkes zu tragen hat. Die Dame vor ihm ist jung und schön.

„Verzeihen Sie", sagt sie mit beschlagener Stimme, „die Tür stand offen; ich traf niemanden in der ganzen Wohnung."

„Meine Leute sind davongelaufen, als meine Frau krank wurde." — Roman Meschnow tritt ein paar Schritte zurück. „Sie starb an der Epidemie", sagte er bedeutend, „ich gebe Keinem ärztlichen Rat, der die Gefahr der Ansteckung fürchtet!"

Sie lächelt. „Ich weiß, daß Ihre Frau an der Cholera starb — darum bin ich hier."

Roman Meschnow zeigt auf einen der Fauteuils, auch er sein sich. Von der Gasse kommt der Klang der schweren Tritte der Leichenträger herauf.

„Ich war nachmittags auf den Friedhöfen", sagt sie, „die Särge stehen zu Hunderten übereinandergeschichtet, wie Kinderspielzeug in der Faust des Lebens. Die Leichengäste lagern auf freiem Feld, singen geistliche Lieder, trinken Schnaps und weinen!"

Unter den Fenstern gellen Rufe und schrille Schreie. Eine Scheibe splittert in Scherben. Steine fallen mit dumpfem Prall auf die Teppiche.

„Man gibt uns Aerzten die Schuld an der Seuche. Das arme Volk schlägt den Aerzten die Fenster ein . . ." Helles Pferdegetrappel klingt von der Straße.

„Das sind die Kosaken", sagt sie.

„Nun weiß ich, wo ich Sie gesehen habe, gnädige Frau!"

„Wo?"

„In der Manege des Leibgarderegiments; heuer im Frühjahr bei der Feier für die Gefallenen!"

Sie schlägt die Hände vors Gesicht und schluchzt in bitterer Seelenqual: „Mein Mann war der erste Tote in Port Arthur."

Roman Meschnows Rechte tastet nach der Weinenden Arm. Er streichelt ihre schlanken Finger. Er weiß keinen anderen Trost.

Durch das zerbrochene Fenster kriecht ein kalter Hauch; es ist die Sumpfluft aus dem Newaarm, dessen Wasser seit Tagen die Hungersteine zeigt, mit der Inschrift: „Weine, Brüderchen, wenn Du mich siehst!"

Leise sagt Sascha Krylow:

„Sie haben Ihre Frau gern gehabt. Ich weiß es. Ich habe Sie oft mit ihr gesehen, im Theater und in der Gesellschaft. Man bekommt scharfe Augen für das Glück anderer, wenn man selbst unglücklich ist. Eine Frau strömt Wärme und Ruhe aus, wenn sie liebt. Jede Stunde, die sie allein ist, erwartet sie den Mann. Er ist ein Stück ihres Selbst; der Kopf, durch den ihr Herz denkt. Sie kennt seinen Schritt, seine Art, die Tür zu öffnen. Sie fliegt ihm entgegen, preßt die Arme um ihn; nun erst weiß er, daß er ein Heim hat. Mit weicher Hand streicht sie seine müde Stirn. Es ist ein Liebkosen seiner Seele, ein Verschlingen der Leiber . . ."

Roman Meschnow stöhnt auf. Er preßt die zitternden Fäuste über die schmerzenden Augen; sie spricht weiter:

„Verzeihen Sie, wenn ich Ihnen Weh bereite, aber die Liebe der Menschen ist gleich, wenn auch ein jeder nur dem Wert der eigenen glaubt. Wie Sie liebten, liebte ich und mein Mann, lieben Tausende und Millionen auf dieser Welt . . ."

Roman Meschnow knirscht mit den Zähnen; die Ohnmacht des Arztes vereint sich in ihm mit der Ohnmacht des Menschen. Warum? Warum starb sein Weib? Warum quält ihn die Fremde?

„Am Anfang ist es zu tragen. Da hat man die Trauer, die eine Fortsetzung der Liebe vortäuscht; aber dann kommt die große Stille um uns, das schreckliche Glück des Vergessens; man sieht den Toten nicht mehr vor sich, man muß sich mühen, den Klang der teuren Stimme in sich wachzurufen. Die brutale Welt neben uns geht weiter und gibt uns Wünsche und Hoffnungen, die wir nicht haben wollen, weil wir glauben, dem Toten Treue schuldig zu sein. Doch der Tote ist ein bleichender Knochenhaufen, der nicht weiß von unserer sehnsüchtigen Liebe, die heißer brennt, je länger sie allein ist."

Auf den bleichen Wangen der schönen Frau glühen rote Flecke. Sie hat die Hände verkrampft und starrt in den Schoß.

„Was ist ein schneller Tod? Ein Glück! Das größte Glück auf Erden! Und das „Glück", leben zu bleiben, ist das schwerste Los. Es ist bitter, daß der Mensch ohne den andern nicht leben kann, daß die Frau unmüß ist, die nicht liebt."

„Und der Mann?"

„Der Mann kann den Tod suchen in seinem Beruf. Er kann sich über seine Feigheit beliügen."

Roman Meschnow nickt vor sich hin:

„Sie haben Recht, Sascha Krylow; es ist ein großes Glück, daß ich Arzt bin; da kann ich den Tod am leichtesten finden."

Sascha gräbt die Finger ihrer Hand in seinen Arm: „Und mich nehmen Sie mit! Ich will die Kranken pflegen!"

„Der Gedanke, ein Samariter zu sein, ist schön, gnädige Frau, aber die Ausführung ist schwer und das Ende ist häßlich. Die Cholerabaracken sind übervoll; es sind wenig Aerzte und die Ansteckung ist groß."

Da fällt das Weib vor ihm auf die Knie. Sie hebt die gefalteten Hände auf zu ihm und stöhnt in tiefster Todesangst:

„Nimm mich mit, Roman Meschnow! Ein Arzt muß gut sein; er muß Schmerzen lindern und barmherzig sein. Allein kann ich nicht weiter leben; ich sehe meinen Mann nicht mehr. Gehen wir zu zweien! Drüben warten zwei Menschen, die auch einsam sind. Du mußt mich, Roman Meschnow, in deine Arme nehmen und hinüberführen, hinüber über die paar elenden Tage Leben, die wir noch leiden müssen. Roman Meschnow, nimm mich mit! Nimm mich mit!"

Sie umschlingt ihn und preßt den tränennassen Kopf in seinen Schoß. Ihr zuckender, verlassener Körper bettelt um Wärme und Halt. Er legt den Arm um sie und streichelt ihren Scheitel. Sie zittert an allen Gliedern; ihre Finger suchen seinen Rock entlang.

„Du bist gut, wie mein Mann . . ."

Die Zeit.

Eine seltsame Geschichte von Dr. Adolf Stark.

Wir sprachen vom Wunderbaren und Uebersinnlichen. Die Gemüter erhitzten sich im Streite, die Meinungen platzten aufeinander. Zuletzt forderte die Hausfrau Professor Keßlen, den berühmten Physiologen, welcher — vielleicht als einziger in der Gesellschaft — sich am Meinungsaustausch nicht beteiligt hatte, auf, doch seine Ansicht zum Besten zu geben.

Keßlen strich sich nachdenklich über den langen, wohlgepflegten grauen Bart. „Ich bin Physiologe", sagte er, „ich habe mein Leben lang in einer exakten Wissenschaft gearbeitet, die sich nur mit dem beschäftigt, was unseren Sinnen zugänglich ist. Aber gerade deshalb bin ich zur Erkenntnis gekommen, daß es eine ganze Welt von Dingen und Vorstellungen gibt, von denen wir Menschen nichts wahrnehmen, kaum etwas ahnen, weil unsere Sinne von den Vorgängen in dieser Welt keinen Eindruck empfangen, weil diese Welt also, durchstäblich genommen, für uns Menschen übersinnlich ist. Denken Sie nur an die Strahlen des Spektrums jenseits des Ultraviolett, denken Sie nur an die Röntgen- und Radiumstrahlen. Das alles sind Boten aus einer übersinnlichen Welt, die uns verborgen blieb, bis Menschenwitz und Kunst es verstand, sie wenigstens indirekt sinnlich wahrnehmbar zu machen und so unserem Weltbild einzufügen."

„Das ist aber etwas ganz anderes," fiel Dr. Stern ein, der Wortführer der ungläubigen Materialisten. „Niemand zweifelt daran, daß es Vorgänge im Weltall gibt, die uns noch verborgen sind. Nicht von den Wundern der Natur war die Rede, sondern gerade von jenen Märchen, die deshalb widersinnig und unmöglich sind, weil sie unnatürlich sind, weil sie den ewigen Gesetzen widersprechen. Die schottischen Schäfermärchen vom zweiten Gesicht zum Beispiel, für deren Wahrheit unsere liebenswürdige Hausfrau eine Lanze brach — — ."

„Warum nennen Sie das Märchen?" fiel ihm Professor Keßlen ins Wort. „Weil Sie sich nicht vorstellen können, daß der Mensch tatsächlich in die Zukunft blicken kann? Gerade in diesem Punkte telle ich die Ueberzeugung der gnädigen Frau, teile sie aus eigener Erfahrung. Auch ich habe einmal einen Blick in die Zukunft getan. Es ist eine seltsame Geschichte, die ich Ihnen erzählen will.

Vierzig Jahre sind es wohl her, ich war damals noch ein junger Student und arbeitete in England unter dem berühmten Willes, als ich die Bekanntschaft eines Kollegen machte, der den für europäische Ohren so poetischen Namen Said führte, welcher wenig zu dem prosaischen Zunamen Brown paßte. Des Rätsels Lösung war übrigens sehr einfach. Browns Vater war ein englischer Offizier, der sich während seiner Dienstzeit in Aegypten mit der Tochter eines einheimischen Kaufmannes verheiratet hatte. Brown und ich wurden bald ungertrennliche Freunde, so daß ich es aufrichtig beklagte, als er mir eines Tages mitteilte, er müsse in Familienangelegenheiten nach seinem Mutterland Aegypten reisen. So leid es mir tat, den Gefährten zu verlieren, denn bei seiner Rückkehr konnte er mich nicht mehr in London finden, da mein Stipendium abgelaufen war, so sehr beneidete ich ihn, daß er die Wunder des Orients, die Geheimnisse des Pharaonenreiches mit eigenen Augen würde sehen können. Vielleicht habe ich meiner Sehnsucht gar zu deutlich Ausdruck gegeben. Genug, eines Tages ließ mich Oberst Brown, Saids Vater, rufen und fragte mich, ob ich seinen Sohn nicht begleiten wolle. Er wußte sein Angebot so eingusleiden, daß es schien, als täte ich ihm einen Gefallen und wenige Tage später schwammen wir beide, selig wie Götter, auf den blauen Fluten des Mittelmeeres dem Lande der Wunder zu.

Said war ein eigentümliches Gemisch von Nüchternheit und Schwärmerei, von trockenem Verstand und ausschweifender Phantasie, ein innerer Gegensatz, der sich wohl aus seiner Abstammung erklären ließ. Von ihm flammte die Idee, einen Derwisch aufzusuchen, der im Geruche der Heiligkeit stand und von dem man sich in der Gesellschaft Alexandriens und Kairos allerhand Wunderdinge erzählte, die vielfach bespöttelt, vielfach aber auch geglaubt wurden. Für Europäer war der Alte in der Regel nicht zu sprechen. Dank seiner Abstammung und mit Hilfe der mütterlichen Verwandten gelang es Said, für uns beide eine Audnahme zu erlangen.

Anfangs war mir der Besuch, offen gesagt, beinahe langweilig. Der Derwisch mit dem ausgemergelten Leibe, in welchem nichts lebendig schien als die großen, funkelnden Augen unter den buschigen Brauen, unterhielt sich lange in arabischer Sprache mit meinem Freunde, während ich, wie gesagt, gelangweilt daneben saß. Endlich erhob sich der Alte und verschwand in seiner Hütte. Aufgeregt faßte mich Said am Arm. „Wasse auf, wir bekommen etwas zu sehen, was sonst Europäer-Augen nicht zu schauen bekommen. Der Derwisch behauptet, mir meine Zukunft zeigen zu können. Die Sache ist interessant genug, um ein Studienobjekt abzugeben."

Inzwischen war der Alte aus der Hütte zurückgekehrt. Er trug ein niedriges Tischchen, welches er vor sich hinstellte. Auf das Tischchen legte er einen Würfel aus einem glasähnlichen Kristall und gebot uns, den Würfel fest zu fixieren. Wenige Minuten vergingen, da fühlte ich alles ringsum wie im Nebel verschwimmen, vor meinen Augen wogte und wallte es, dann allmählich wurde die mattweiße Mauer immer heller und durchsichtiger, bis ich endlich klar sah. Ein weiter Platz lag vor mir. Die Giebel und Häuser wiesen den Stil einer längst vergangenen Periode auf und auch die zahlreichen Personen, welche auf dem Platze hin und her wogten, trugen mittelalterliche Tracht. Man fühlte sich hier unter den Pyramiden plötzlich durch einen Zauber in eine deutsche Stadt des Mittelalters versetzt. Seltsam war, daß die Personen des Bildes wie Schemen ohne Fleisch und Blut hin und herschwebten. Ueberhaupt war das ganze Bild wie verschwommen, während eine Szene im Vordergrund scharf und klar gezeichnet war. Da lag ein Mann auf dem Boden, anscheinend tot, ein anderer kniete an seiner Seite und eine Gruppe von Menschen stand herum mit erschrockenen Gesichtern. Alle diese Leute waren ganz modern gekleidet. Sie schienen sich um die Vorgänge auf dem Markte nicht zu kümmern und umgekehrt hatten die Schemen in mittelalterlicher Tracht keinen Blick für die Sterbezene.

Ich weiß nicht, wie lange dies Bild dauerte, ob nur Sekunden oder Minuten. Dann zogen die Nebel wieder vor die Szene und wir erwachten. Auf dem Rückweg waren wir beide ernsthaft gestimmt, trotzdem wir mit dem Wort Hypnose zwar keine Erklärung aber doch eine Definition dieß ganzen Vorganges gefunden hatten. Rätselhaft blieb, wie der Alte es verstanden hatte, uns beiden genau den gleichen Vorgang zu suggerieren. Auch das Bild selbst mit seinen krassen Gegensätzen von Gegenwart und Vergangenheit, die es von vornherein zum unmöglichen Phantasiegebilde stempelten, gab uns zu denken.

Vor fünf Jahren sah ich nach langer Zeit Brown wieder. Wir trafen uns auf den Physiologenkongreß in Mailand und bummelten zusammen durch die Straßen. Ein plötzlicher Regenguß, eine förmliche Sturmflut, zwang uns, Unterschlupf zu suchen. Vor uns luden grelle Plakate zum Besuche eines Kinematographen ein, wie es deren in den italienischen Städten an allen Straßenecken gibt. Wir nahmen zwei Sitze, mußten aber, da der Saal überfüllt war, ganz vorne nahe bei der Leinwand in der ersten Reihe Platz nehmen, was bekanntlich der ungünstigste Sitz ist. Das Flimmern, hier besonders stark und fühlbar, ermüdete meine Augen, so daß ich sie schloß. Plötzlich fühlte ich mich krampfhaft am Arme gepackt. Ich öffne die Augen und sehe leibhaftig jene Szene vor mir, die ich damals vor Jahrzehnten in Aegypten sah. Vor mir auf der Leinwand steht derselbe mittelalterliche Platz, wogt dasselbe körperlose schemenhafte Volksgemenge. Ich fühlte, wie mir der Pulsschlag stockte. Im gleichen Augenblick erhebt sich Brown, schwankt und stürzt nieder. Ich knie neben ihm, ich horche an seinem Herzen, vergebens, er ist tot. Ein Schlaganfall hat seinen Daseinsfaden zerrissen. Und während die aufgeschreckten Zuschauer uns umringen, führen oben auf der Leinwand die Schemen unbekümmert ihr Stück zu Ende, gerade wie wir es vor Jahren sahen.

Professor Keßlen schwieg. Nach einer kurzen Pause ertönte Dr. Sterns Stimme. „Zufall, leicht erklärlicher Zufall. Der Anblick jener mittelalterlichen Kinematographenszene, die dem suggerierten Bilde nur oberflächlich ähnlich sein mußte, hat Ihren Freund so aufgeregt, daß ein Schlaganfall eintrat.

Keßlen nickte. „Das ist eine Erklärung, gewiß. Erklärungen sind so wohlfeil wie Brombeeren. Aber glauben Sie wirklich an diese Erklärung, lieber Freund?"

Dr. Stern kräuselte sich verlegen. „Allerdings, merkwürdig bleibt die Sache trotzdem. Und an Selbsttäuschung ist bei Ihnen, Herr Professor, einem so exakten geübten Beobachter, nicht zu denken. Aber wie erklären Sie sich die scheinbare Tatsache, daß durch jenen hypnotischen Vorgang die serne Zukunft entschleiert wurde? So etwas ist doch unmöglich."

„Unmöglich? Das Wort darf im Lexikon eines vorurteilsfreien Forschers nicht vorkommen. Und eine Erklärung wollen Sie? Lieber Freund, alle Theorie ist grau. Aber der menschliche Verstand verlangt nun einmal sein Recht. Ich habe viel über die Sache nachgedacht. Und selbst nach dem heutigen Stande der Erkenntnis erscheint die Sache nicht so unmöglich.

Sie wissen doch, daß das neugeborene Kind und wahrscheinlich auch viele Tiere keinen Raumsinn haben. Der entwickelt sich erst später. Das Kind — und auch der durch Operation geheilte Blindgeborene — sehen die Dinge nur flächenhaft, nur zweidimensional. Erst mit wachsender Vernunft begreift der Mensch das Körperliche, die dritte Dimension. Die vierte aber bleibt uns zeitlebens verborgen, wenn nicht vielleicht eine noch geheime uns unbekannte Kraft sie für Augenblicke unseren Sinnen zugänglich machen kann."

„Die vierte Dimension? Das Reich der spiritistischen Klopfgeister? Was hat das mit der Sache zu tun?"

Professor Keßlen lächelte. „So meine ich es nicht, lieber Freund. Die vierte Dimension der Dinge, die unseren Sinnen verborgen ist, warum sollte diese vierte Dimension nicht das sein, was wir die „Zeit" nennen?"

Das Weib trachtet unendlich mehr danach, glücklich zu machen, als glücklich zu sein.
Bogumil Goltz.

Aus der Welt der Frau.

Liebe hat Tränen und kann Tränen verstehen; Herrschsucht hat eherne Augen, worin ewig nie die Empfindung weint.
Friedrich Schiller.

Exzentrizitäten der Sommermode.

In der Silhouette, in der unsere Modedamen in die Erscheinung treten, geht allmählich eine umstürzende Veränderung vor sich. Will man die Richtlinien dieser Entwicklung bezeichnen, so kann man sagen, daß der Weg unserer Mode „vom Schirmständer zur Glocke" geht. Die Zeiten, da die Schönen schlank, schmal und steif wie Stöcke erschienen, sind längst vorbei; das Ideal der Glocke ist noch nicht erreicht, aber wir nähern uns ihm doch immer mehr, denn die Toiletten werden um die Hüften weiter und weiter, die Hüte werden kleiner und kleiner, und nur die Enge um die Füße verleiht der Figur noch etwas Gerafftes.

Die neuen Sommerhüte scheinen so recht ein Symbol der kapriziösen und launenhaften Köpfe zu sein, auf denen sie sitzen. Unzählige Gestaltungen tauchen auf und alle Formen sind erlaubt — außer den großen. Der Morgenhut ist rund, glockenförmig, aus weichen, leuchtenden Tagalstroh, einfach mit einer großen Moireschleife garniert, deren Flügel hoch in die Luft stehen. Die Nachmittagshüte schmiegen sich wie glänzende Aureolen um den Kopf und werden vielfach durch Kinnbänder festgehalten, die mehr und mehr in Aufnahme kommen. Jungen Gesichtern, deren ovale Form sie betonen, stehen sie entzückend, diese breiten Bänder, diese niedlichen Girlanden von rosa Pompons oder Perlenschnüren, die um den Hals gelegt sind.

So bescheiden bei der Garnierung der neuesten Hüte ist, so teuer sind sie, denn die aparte Façon muß bezahlt werden. Bei einem Schmuck mit einfachem Band zahlt man einer Pariser Putzmacherin 90 bis 120 Franken; sind ein paar Blumen darauf, dann kostet der Hut schon 150—200, und bei der kleinsten Aigrette schnellt er auf 500—800 Franken in die Höhe. Was die Hüte an Umfang verloren haben, soll der Defor durch Höhe ersetzen. So nicken und wippen sie denn in immer stolzerer Höhe von den Köpfen unserer Damen, die Straußenfedern, die Riesenschleifen und sogar die Blumensträuße.

Zum kleinen Hut wird ein loses weites Jackett getragen, das schon fast wie ein bizarrer kleiner Mantel anmutet. Sie sind in der Farbe vom Hut verschieden; so trägt man ein grünes Jackett zu schwarz und weiß gestreiftem Kostüm, oder ein weinrotes Mäntelchen zu schwarzem Rock. Neben diesen kaum die Hüften bedeckenden Jacken tauchen noch kürzere Ueberhänge auf, Bolero- und Capeformen, die nur dadurch ihre Erklärung finden, daß die Damen darin einen unerhörten Luxus mit alten Spitzen und bestickten Tüll treiben. Dem kostbarsten Material begegnet man auch in den Lingerieteilen, die mit Vorliebe in Champagnerfarben getragen werden.

Exzentrisch wirkt die bisher kaum gekannte Eleganz in Promenadenkostümen, die vielfach sogar die großen Gesellschaftstoiletten in den Schatten stellen und mit denen sich die Damen nachmittags in den eleganten Teesalons oder bei den halb öffentlichen und halb privaten Veranstaltungen in den vornehmen Hotels, bei denen Tango getanzt wird, zeigen. Da die verschiedensten Stoffe bei einem Kostüm verwendet werden können, ist der Extravaganz der weitesten Spielraum gelassen. Das Harpythema, über dem sich die zahllosen Variationen in kapriziöser Grazie entfalten, ist die Tunita, die der Schneiderphantasie die Möglichkeit zu den verschiedensten losen und faltigen Draperien gibt. Eine Mode, für die viel Propaganda gemacht wird, ist die der gemalten Roben. „Das Schönste daran ist," so sucht ein Aufsatz in „L'Art et la Mode" uns diese Exzentrizität nahezubringen, „daß wir selbst oder ein guter Freund, der für uns diese Arbeit verrichtet, die Wahl der Farbe und des Ornamentes in der Hand haben und so einen Geschmack entfalten können, den wir ausgeprobt haben und dessen wir sicher sind. Wir werden also farbige Seiden tragen, auf denen sich Pfauenfedern in triumphierenden Formen, seltsame Blumen und Vögel zum schönsten Farbenspiel vereinen; aber über diese Seidenstoffe werden wir Moirétine in verschiedenen Tönen werfen, die die Farbenpracht

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853235-19130601028/fragment/page=0002